Nr. 106. — 1915. **Unterhaltungsblatt des Vorwärts** Freitag, 7. Mai.

Polnisches Nokturno.

In der „Köln. Ztg." schilderte kürzlich ein Feldarzt die „polnischen Nächte" folgendermaßen:

Verzeihung, ich muß gleich mit einer Entkleidungsszene beginnen, obwohl ich weiß, daß sich das nicht schickt. Ich bin sonst wirklich nicht so, bin auch gut erzogen, und es soll auch gewiß nicht mehr vorkommen. Aber mein Herz ist so froh, daß ich die ganze Menschheit an meiner Freude teilnehmen lassen möchte. Ich habe ein Schlafsofa erwischt! Ausziehbar ist es und mit abnehmbarem Seitenpolster. Bedenken Sie gütigst, daß ich zwei lange Monate in voller Ausrüstung auf Stroh oder dem blanken Fußboden geschlafen habe, dann begreifen Sie meine Wonne und lassen mich in Freuden mich entkleiden.

Also kurz entschlossen Rock aus, Weste aus, runter mit dem Douglashemd („Ich hab es getragen" usw.)! Die untere Hälfte in ähnlicher Weise behandelt — machen Sie bitte Kehrt —, und dann ein Bad in einer großen Waschschüssel, aber einer richtigen, von Porzellan. Wie das wohl tut! Neugeboren, wie die Venus Anadyomene, entsteige ich den schaumgekrönten Wellen und entnehme dem Koffer, dem seltenen Gast, ein schlohweißes Nachthemd, das die liebende Gattin in weiser Voraussicht vor langer Zeit dort verstaut hat. Ich hülle die Glieder in diese ungewohnte weiße Hülle — nun dürfen Sie wieder Front machen — und strecke mich behaglich in meiner ganzen Länge auf mein Sofa. Es ist breit und lang, wunderschön weich, und die Sprungfedern stechen auch nicht durch den Plüschbezug. Auch sonst sticht nichts — gar nichts. Wär's möglich? . . . Ich warte eine Zeitlang . . . Nein, es sticht nichts, es juckt nichts. Es raschelt auch nichts hinter schimmeligen Tapetenfetzen, kein Mäuslein läuft mir über das Gesicht, und kein Holzwurm tickt in wurmstichigen Möbeln. Endlich allein — und beseligt sinke ich in einen tiefen Schlaf und träume von der Heimat, von Frau und Kindern, und schaue verwundert auf, als ich am hellen Morgen erwache, und finde mich in — Suwalki.

Ich bin im allgemeinen mit Quartieren nicht verwöhnt worden und habe auch in Frankreich selten ein Bett gehabt. Aber zu einer Matratze habe ich's dort meist doch gebracht, und vor allem die Monate, die wir an der Aisne lagen, erfreute ich mich des Besitzes einer derartigen Schlafstelle. Dieses Glück ist mir in Rußland nie zuteil geworden, obwohl ich inzwischen zu einem Regimentsstabe aufgerückt bin. Nachdem wir Anfang Februar in Insterburg ausgeladen worden sind, habe ich noch zweimal eine Art Bett erlebt. Dann begann die Winterschlacht, und der Rest war — Stroh, Stroh und Stroh. Allerdings nicht so abwechslungsarm, wie sich das liest. Bald war's eine dicke Streu, bald nur einige Halme, heute Roggenstroh, morgen Haferstroh, übermorgen gar Gerstenstroh, mal gedroschen und mal ungedroschen, hier frisch und dort schon leicht angefault, manchmal mit und manchmal ohne kleine Tierchen — oft leider mit. In der letzten Zeit wurde aber auch das Stroh knapp und mußte manches Mal durch das bekannte gute Gewissen ersetzt werden, auf dem man ja nach dem Sprichwort recht gut schlafen soll. (Im Vertrauen gesagt, wenn ich die Wahl habe, ziehe ich Stroh doch vor.) Aber der Mensch ist von Natur bekanntlich ungemein anspruchslos (besonders wenn er nichts anderes kriegt), und der Bescheidene ist, so paradox das klingt, mit nichts zufrieden. Wenn man in der bitteren Kälte ein Dach über dem Kopf hat und einen warmen Ofen und etwas Warmes zu essen, dann ist man glücklich. Ein Pfeifchen zum Nachtisch und ein heimlicher Schnaps — eigentlich ist ja der Alkohol in Rußland durch Ukas des Zaren verboten — und dann erscheinen die Burschen, jeder ein Bund Stroh im Arm, um ihren Herren das Lager zu bereiten. Der grob gezimmerte Tisch wird in die Ecke geschoben, die zwei klobigen Schemel darauf gestellt (Stühle gibt's nicht). Wir haben unsere Stiefel am Ofen aufgehängt und sitzen nun, wie die Türken, mit hochgezogenen Beinen, auf den Bänken an den Wänden herum und schauen der Arbeit zu.

Ob nun das Stroh besser der Länge nach gelegt wird oder der Quere nach, oder ob es wie eine Streu kreuz und quer übereinandergeschichtet werden soll, darüber haben wir oft theoretisch gestritten. Praktisch erledigt sich die Sache einfach so, daß man in jedem Falle bald den harten Boden unter dem Rücken spürt und des Morgens die lahmen Knochen erst einmal tüchtig recken muß, ehe sie ihren schweren Dienst wieder versehen können. Nur eins darf nie vergessen werden, und ich rate jedem, der in der Heimat der Sache einmal praktisch näher treten will, wenigstens die Strohteile, mit denen die Bunde umwickelt sind, und ihre Knoten sorgfältig zu beseitigen; sonst sieht man Qualen aus wie die Märchenprinzessin auf der Erbse, die — wenn ich nicht irre — durch sieben Matratzen und ebenso viele Unterbetten die Erbse spürte, die zu unterst auf dem Fußboden lag. Gut, daß sie eine Prinzessin war und kein Kanonier; für den Feldzug in Rußland wäre sie jedenfalls gänzlich untauglich gewesen. Auch würde ich empfehlen, einen kräftigen Exhaustor in der Zimmerwand anzubringen. Denn die Anlage eines guten lockeren Strohlagers wirbelt einen Staub auf, daß man auf drei Schritt Entfernung keine brennende Kerze mehr sieht. Leider fehlen hier nicht nur derartige Entstaubungsanlagen gänzlich, sondern die kleinen Doppelfenster sind obendrein nicht alle zum Oeffnen eingerichtet. Wenn ich also vorhin von einem heimlichen Schnaps sprach, so darf ich als Mensch und als Arzt nunmehr mit gutem Gewissen hinzufügen, daß wir ihn beileibe nicht tranken, um dem Alkohol zu frönen, sondern nur um den gesundheitsschädlichen Staub hinabzuspülen, also gewissermaßen als Arznei. Für die Ganzabstinenten füge ich in Klammern noch bei, daß der Genuß des Wassers mit gutem Grunde streng verboten ist, und daß Kaffee oder Tee vor dem Schlafengehen unsere zarten Nerven doch zu sehr erregen würde. Die fest verschlossenen Doppelfenster haben im übrigen auch zweifellos ihr Gutes. Nur ihnen ist es zu danken, daß die Luft hierzulande so rein und erquickend ist, und jeder, der einmal seine Nase in eine polnische Bauernstube hineingesteckt hat, wird das gern bestätigen.

Nun ist das Lager bereitet, die Schlafsäcke und Decken werden gebracht, und die Burschen verschwinden, um sich in den Ställen und Scheunen neben den Pferden zum Schlummer zu strecken. Unser Herbergsvater mit seiner ganzen Gefolgschaft ist, wenn angängig, schon vorher evakuiert, d. h. zu Nachbarn ins Quartier geschickt worden. Leider ist dort gewöhnlich auch alles belegt, und so müssen wir uns dann mit Fassung in das Unvermeidliche fügen. An der Wand neben dem riesigen, aus Steinen und Lehm gemauerten Ofen stehen 1—2 mit losem Stroh gefüllte und mit schmutzigen Kissen belegte ausziehbare Bettladen, denen wir uns aus naheliegenden Gründen möglichst fernhalten, getreu dem Grundsatz: quieta non movere (das Ruhende nicht bewegen). Sie bieten, ausgezogen, Raum für den größten Teil der vielköpfigen Familie. Was noch übrigbleibt, kriecht auf den mit allerhand Lumpen und Pelzen belegten Ofen, und damit ist die Gesellschaft versorgt. Nun strecken wir uns alle fünf der Reihe nach aufs Stroh. Der letzte bläst die Kerze aus, und Morpheus darf jetzt erscheinen. Die glückliche Jugend ist denn auch bald entschlummert, aber uns Aeltere meidet der launische Gott. Die müden Glieder schmerzen, und die Gedanken wollen gar nicht zur Ruhe kommen. In der Ecke unter dem Stroh raschelt ein Mäuslein und nagt an den Dielen. Bald ist es hier, bald da, und man erwartet mit Spannung den Augenblick, da es einem über das Gesicht huscht. Ueber uns, auf dem Boden, im Korn und alten Gerümpel, beginnt nun die rasende Jagd der Ratten. Das ist ein Gepolter und Gerenne, daß man jeden Augenblick denkt, so ein Untier wird durch die Decke brechen. Aber auch das kleine Raubzeug geht seinem lichtscheuen Gewerbe nach. Zwar zwickt's einen hier, bald dort, und selbst die Schläfer fahren im Traum wütend nach Armen und Beinen, um die Unholde zu fassen. Die ganze Sinfonie der natürlichen Wohlgerüche einer polnischen Bauernstube geht unter in dem betäubenden Duft reichlich vergossenen Fenchelöls; aber was ein echter polnischer Floh ist, macht sich nicht viel daraus und ist wahrscheinlich auch längst durch Gewöhnung gegen dieses Angstprodukt abendländischer Ueberkultur gefeit. Auch die Einzeljagd bietet wenig Aussicht auf Erfolg. Flohjagd im Dunkeln ist wie die Jagd nach dem Glück, das man immer zu haschen meint und das einem immer wieder unter den Fingern zerrinnt. Man braucht nur in dem schönen Schubertschen Liede „Der Wanderer" statt des Wortes Glück Floh zu setzen, dann hat man ungefähr die richtige Stimmung erfaßt, die am Schlusse mit dumpfer Ergebung in den hoffnungslosen Worten so erschütternd ausklingt: „Dort, wo du nicht bist, dort ist — der Floh." Also es beißt, es sticht, es juckt, und dabei soll der Mensch schlafen; Licht anzünden ist auch streng verpönt. Erstens ertönt unbedingt und umgehend ein wütendes Gebrüll: „Licht aus!", und zweitens ist es auch feuergefährlich. Endlich bringt man dadurch auch die Hunderte von Kakerlaken, die nächtlicherweile aus jeder Fuge des Ofens hervorkommen, um mit dem Morgengrauen wieder zu verschwinden, unnötig in Aufregung. Sie verdienen diese zarte Rücksicht auch wirklich. Denn es sind harmlose Tiere, die keinem Menschen etwas zuleide tun und dem Morgenkaffee, wenn sie zufällig in größerer Zahl hineingeraten, sogar ein eigenartiges Aroma geben. Das ganze nächtliche Drama spielt sich also im Finstern ab; nur ab und zu darf man mal mit der Geschwindigkeit eines Blinkfeuers mit der Taschenlaterne nach der Uhr zielen, wie lange der freundliche Zauber noch dauern wird. Tiefe Stille. Eine Katze schleicht auf leisen Sohlen durchs Gemach, springt auf den Herd und leckt aus unseren Schüsseln. Im Schlummer quält ein Kind und lullt an der Mutterbrust bald wieder ein. Mein linker Nachbar redet im Schlafe — er schlägt sich mit den Russen herum. Nun hebt auch unser Sägebock an; ich habe schon lange darauf gewartet. Erst einige leise Züge, wie um zu prüfen, ob die Säge noch geht, und dann geht's los, daß die Späne fliegen, Zug um Zug, bis der Balken durch ist. Mit einem Ruck fährt die Säge heraus, und mit kräftigem Atemstoß bläst er die Späne zur Seite. Dann einen Augenblick Pause, um zu verschnaufen. Aber lange läßt's ihm keine Ruhe. Schon hat er den nächsten Balken in Arbeit, und so schnarcht der furchtbare Mensch die ganze liebe Nacht. Wehe aber, wenn er mal auf einen Ast stößt. Dann kennt seine Arbeitswut keine Grenzen. Er prustet, schnaubt und stöhnt und ächzt dazu, daß einem angst und bange wird. Zwar gibt's dann regelmäßig einen kräftigen Stoß in die Rippen, aber auch derartige Gewaltmittel bleiben ohne Wirkung. Es ist gut, daß der Tag die finsteren Gedanken einem wieder von der Seele scheucht, ich hätte ihn schon längst umgebracht. Was freue ich mich, daß ich nicht seine Frau bin!

Sie sehen also, das Nachtleben ist bei uns in Polen recht lebhaft und von eigenartigem Reiz, und diese polnischen Nächte werden in meiner Erinnerung stets ihren Platz behaupten, trotz aller venetianischen und sonstigen Konkurrenzunternehmungen. Aber auch die schönste Unterhaltung wird schließlich langweilig, und man freut sich doch, wenn's vorüber ist. Früh vor Morgengrauen sind wir schon wieder auf den Beinen. Wenn der Hahn, der mit seinem Hühnervolk als Stubengenosse unter dem Ofen sein Quartier hat, des Morgens zum Weckruf den Kopf aus dem Hühnerloch herausteckt, dann bleibt ihm vor Verwunderung und Scham das Kikeriki im Halse stecken, und ehe er sich noch davon erholt hat, sind wir schon zu Pferde und davon. Ab und zu, wenn gerade eine Stelle beim Stabe frei ist, darf er sich sogar mit einigen seiner Damen anschließen. — — —

Das alles liegt nun hinter mir wie ein Traum — man lebt im Kriege so schnell. Seit drei Tagen sind wir in Suwalki und bleiben voraussichtlich noch länger hier. Es ist Ostern. Der Winter ist vorüber, und durch das offene Fenster strömt mit dem Sonnenschein köstliche Frühlingsluft in mein Zimmer und trägt mir den Schall der Lerchen und Drosseln herein. Auf der Scheune am Bach besichtigt der heimgekehrte Storch mit Kennerblick sein altes Nest. Der Storch ist mir sonst ein unheimlicher Vogel, aber hier begrüße ich ihn mit unbefangener Lust als Frühlingsboten nach langen, bösen Wintertagen. Frühling ist's auch in mir. Jetzt noch gute Nachrichten von Hause und von meinen im Felde stehenden drei Brüdern, und mein Glück ist vollkommen. Wie lange wird's bleiben? Im Kriege kommt bekanntlich immer alles anders, als man denkt, und bald werden auch Sofa und Nachthemd wieder ins Märchenland versunken sein. Suwalki soll uns kein Capua werden, und wenn's wieder losgeht, kehren wir gern wieder zum Stroh zurück, und wenn's sein muß, sogar zum guten Gewissen. Aber schön war's doch, und wer die Geschichte richtig gelesen hat, der wird es mir nun auch gewiß nicht mehr übelnehmen, daß ich mich gleich zu Anfang so coram publico entkleidet habe.

8]

Dina.

Eine Erzählung aus Südwestafrika von Hans Grimm.

Nach einer Weile brachte der Holsteiner das Tier gesattelt aus dem Stall. Er schob sich mit der Linken die Mütze zurück und wischte schnell mit den Fingern den Schweiß von der Stirn und aus den Brauen. Der Hengst schleuderte über seiner rechten Hand den Kopf unruhig hin und her. Als er den Alten hörte aus dem Versteck heraus, stellte er die Ohren hoch. Es schien einen Augenblick, als wollte der Wachtmeister Isak anrufen, aber da stand das Tier und sicherte, und der Wachtmeister war im Sattel. Vor lauter Erstaunen vergaß der Hengst jede Unart und mit rundem Halse und wiegenden Schritten schwenkte er nach der Arche zu. Es war ein schönes Schauspiel. Die Frau dachte: „Der Unteroffizier hat mich ins Bockshorn jagen wollen." Doch an dem Kondensator sprang der Narr vor. Er hüpfte mit all seinen Jahren auf das Riff am Wege und warf die Arme in die Höhe und tanzte und schrie so laut und schrill er konnte: „Hoho, hoho, hoho, seht den Wachtmeister auf dem Hengst von Keetmanshoop. Hoho, hoho, hoho!" Auf flogen die knurrenden Hunde. Sie haßten allesamt den Hottentotten, und die Reizung war zu groß. Sie kläfften wütend. Der Lärm wurde nicht kleiner dadurch, daß des Holsteiners Weib rief und Dina drohte und Isak traf mit den schnell aufgerafften Steinen. Der Hengst scheute. Er stieg ein-, zweimal. Er machte einen Katzenbuckel, dann flog er vorwärts und verschwand um die Arche. Die Hunde stoben der Sandwolke eine kurze Strecke nach. Sie kamen bald zurück, keuchend und schlapp. Den Hottentotten, der immer noch auf dem Riff saß und schwatzte und kicherte, bellten sie kaum an, als sie vorbeitrabten.

Der Wachtmeister kam mittags nicht nach Hause. Die Frau versuchte sich zu ärgern. Es gelang ihr nicht. Sie aß ein wenig und wollte schlafen. Es war viel zu heiß zum Schlafen. Sie nahm ein Buch und setzte sich auf das Bett unter den Mückenvorhang. Sie war zu müde zum Lesen. Die Augen arbeiteten, aber die Gedanken nahmen ihnen nichts ab. Zur Vesperzeit schlich sie an den Strand. Ein Bad konnte wohltun. Sie huckte nieder und löste den einen Schuh. Ihr fiel ein, daß sie das Tuch vergessen habe. Sie hielt inne mit dem Ausziehen. Das Tuch war nicht nötig bei solcher Wärme. Das Ausziehen, das Ausziehen war lästig. Das Bad war nicht das rechte. Sie umfaßte die Knie und starrte auf die endlose blaue See und wurde ganz leer. Als dann irgend etwas das Leben zu ihr zurückbrachte, fiel ihr ein: „Warum hast Du, Du, die Du hier sitzest, diesen Mann? Diesen fremden Mann? Sollst Du Dein ganzes Leben durstig bleiben und Dich reuen?" Die Fragen taten nicht weh und verlangten keine Antwort. Sie kauerten vor ihr faul und regungslos wie überfütterte Katzen. Während sie die Fragen immerfort ansah, nestelten die Hände an den Kleidern. Auf einmal merkte sie am weichen Streicheln des warmen Windes über der Haut, daß sie nur mehr im Hemde saß. Da stand sie auf, ließ das Hemd fallen, sah und strich selbst an ihrem geraden Leibe hinunter und wiederholte laut: „Soll ich mein ganzes Leben durstig sein?" Langsam ließ sie sich nieder und streckte sich und bohrte die Ellenbogen in den Sand und stütze den Kopf mit den Händen, und wieder wurden ihre Blicke leer.

Als die Sonne versunken war, aber der Himmel noch leuchtete von Sonnenfarben, kam Dina von der Station herüber. Sie blinzelte unter der Hand gegen das Abendrot nach der Gestalt der Herrin hin. Fünf Schritte vor der Liegenden blieb sie stehen.

Die weiße Frau fühlte eine Störung. Ohne sich zu regen fragte sie:

„Ist jemand hier? Was ist es?"

Dina antwortete vielleicht mit einem andern Ton in der Stimme als sonst und hastiger:

„Isak sagt, wer auf der Arche steht, sieht kein bißchen Staub. Isak sieht gut. Isak sagt, die Hunde wollen auf der Spur nicht laufen." Sie machte eine kurze Pause. „Wo ist der Baas?" — „Er wird kommen," erwiderte die weiße Frau und wandte nicht den Kopf. Dina wunderte sich und fuhr auch ehrerbietiger fort als sonst:

„Er ist sehr weit, der Baas, auf dem fremden Hengst. Sehr weit .... und der Hottentott ist fort."

„Ich will mich anziehen," versetzte die weiße Frau. Sie richtete sich lässig auf, und ihr Blick traf sich mit den erstaunten Blicken des Mädchens. Da sagte das Mädchen:

„Du bist sehr schön!"

Ohne Aufforderung reichte sie der Herrin die Kleider zu.

Es wurde Abend, sieben Uhr, acht Uhr, neun Uhr, zehn Uhr, und der Wachtmeister kam nicht. Die weiße Frau ging im Zimmer auf und ab, wo die große Lampe brannte. Dina konnte die weiße Frau auf- und abgehen sehen von der offenen Tür des Kochhauses aus. Isak flüsterte: „Jetzt, jetzt ist sie bang, die weiße Frau." Dina zuckte mit den Achseln: „Vielleicht weiß sie, wo der Baas ist."

Um elf Uhr wanderte niemand mehr an der Lampe vorbei. Dina und Isak schlichen an das Fenster. Es war kein Mensch im Zimmer, wenn man dagegen genau horchte, kamen ruhige Atemzüge aus dem Schlafzimmer. Dina hob den Finger: „Sie schläft." Sie gingen beide zurück, und das braune Mädchen und der höckerige Bube setzten sich auf die Schwelle des Kochhauses und wartezen. Der glänzende Streifen der südlichen Milchstraße schob sich bergab am Himmel und zeigte das Vorwärtsschreiten der Zeit an.

Einmal sagte Dina: „Vielleicht gehen wir hier fort zum Prussian Frank auf die Inseln."

Noch vor Tag sprang der Bube auf: „He . . .?"

„Der Hottentott?" fragte Dina. Isak schüttelte den Kopf: „Da — da — da. Der Hengst allein!"

Schon waren die Hunde hoch und jagten in die Dunkelheit. Isak lief ihnen nach.

Die Schlafende wurde wach und rief hinaus: „Ist der Herr gekommen?" Dina ging hinüber. „Es ist nur der Hengst. Er wollte in den Stall, aber die Hunde haben ihn vertrieben." Da fragte die Frau: „Und der Baas?" — „Vielleicht hat der Hottentott ihn gefunden. Man kann noch nicht sehen, es ist noch Nacht, versetzte Dina.

Die Frau hörte die Hunde zurückkehren und Isak und Dina miteinander sprechen. Sie verstand jedes Wort. Sie begann ihre Lage zu überdenken: „Bis der Sergeant und der Gefreite da sind, vergehen zwei Tage. Ich kann so lange wohl hier bleiben. Aber man muß natürlich vorher nach ihm suchen. Vielleicht ist er tot. Ich werde Isak in das Märchental schicken oder nach Angras Juntas oder auf das Schwedenfeld . . ." Sie glaubte immer weiter alles sehr genau zu überlegen und schlief in Wahrheit einen leichten Traumschlaf. Als Dina die Kammertüre bei ihr aufriß und das Sonnenlicht hereinfiel, antwortete sie wie eine Wachende. Dina schrie: „Frau, Frau, der Baas lebt. Der alte Hottentott bringt den Baas."

Sie warf ihren Morgenrock über und trat hinaus. Es war ein köstlicher Morgen. Dina lief eben aus dem Kochhaus fort ihrem Bruder nach, der stand am Wege und sah aus. Die Hunde bellten jenseits der Arche. Da hörte sie des Narren Gröhlen, und um die Arche kam es herum. Rechts der Hottentott, fuchtelnd und winkend und singend, und links an seinem Arme hängend, trunken taumelnd, ein Mann in Uniform. Um beide sprangen die Hunde herum und kläfften und knurrten und winselten durcheinander.

Sie riß die Augen auf und streckte den Kopf vor, und die Lippen gingen ihr auseinander. Es war ihr Mann, der da. Sie untersuchte nicht: „Wie kann das sein, meines Wissens rührt er Schnaps kaum an?" Sie wandte sich schnell um und redete verächtlich vor sich hin: „Er hat sich soviel Mut zugetrunken, daß er vom Gaule fiel."

Sie hatte die Türe hinter sich ins Schloß gezogen, aber durch die offenen Fenster des Wohnzimmers drang des Hottentotten Gelärme zu ihr.

„Ho, ho, ho, ich habe den Baas gefunden. Ho, ho, ho, ich bringen den großen Baas von der Dreimasterbucht. Ho, ho, ho, ich halte den großen Baas mit meinem Arm."

Sie sprang in das Wohnzimmer und schloß die Fenster. Sie wusch sich und kämmte sich langsam und war schließlich fast fertig. Dina und Isak sprachen so laut draußen und sprachen immer dasselbe. Es zwang sich herein, unter der Türe her, durch die Holz- und Eisenwände, ob sie sich laut bewegte oder nicht, ob sie horchen wollte oder nicht. Sie mußte das schließlich verstehen und darüber grübeln. Dina sagte ungefähr: „Er kann nie mehr Orlog machen, dieser weiße Mann."

Isak erzählte: „Der weiße Mann ist jetzt ein Kind."

Der Hafen von St. Nazaire.

Durch die Presse geht eine Mitteilung über die Besichtigung der Hafenanlagen von Nantes durch den Genossen Marcel Sembat, dem derzeitigen Minister der öffentlichen Arbeiten in Frankreich. Genosse Sembat sprach sich bei dieser Besichtigung sehr anerkennend über den Unternehmungsgeist in Deutschland aus, den er den Franzosen als vorbildlich hinstellte. Die Mitteilung enthält nur einen Irrtum. Es handelt sich bei den besichtigten Hafenanlagen nicht um die von Nantes, sondern um jene von St. Nazaire, die seit Jahren ausgebaut werden, um dem französischen Handel neue Wege zu eröffnen.

Nantes ist eine alte, betriebsame Handelsstadt des westlichen Frankreichs, an der Loire gelegen. Sie hat alte Hafenanlagen. Die Entwickelung Nantes zum großen Seehafen wurde jedoch gehindert dadurch, daß die Stadt noch gut fünfzig Kilometer von der Mündung der Loire in den atlantischen Ozean entfernt ist. Zwar buchtet sich bei Nantes die Loire bereits trichterförmig aus. Die großen modernen Handelsschiffe konnten jedoch nicht bis Nantes gelangen. Deshalb begann sich das direkt am atlantischen Ozean gelegene St. Nazaire zum Hafen für die ozeanische Großschiffahrt zu entwickeln. Hauptsächlich für den Handel nach Süd- und Zentralamerika wurde St. Nazaire immer bedeutungsvoller. Diese Entwickelung zu begünstigen, erkannte die französische Regierung als Notwendigkeit, und sie fing vor einigen Jahren mit dem Ausbau der Hafenanlagen an, die jetzt wohl zu einem Abschluß gekommen sind.

Es war vorauszusehen, daß St. Nazaire bei dem gegenwärtigen Krieg eine bedeutende Rolle für die Zufuhr und den Truppentransport gewinnen würde. Der Kanal hat sich infolge der deutschen Unterseebootsgefahr als weniger geeignet für den Truppen- und Munitionstransport von England nach Frankreich erwiesen. Es dürfte nicht nur für die ersten sechs Kriegsmonate, sondern mehr noch für die Gegenwart zutreffen, daß die größere Anzahl der Munitions- und Truppensendungen aus England über St. Nazaire nach Frankreich gebracht werden.

Doch seine Bedeutung sollte St. Nazaire vor allem als Handelshafen haben. Schon in der Zeit des Hafenausbaues verkehrten im Jahre durchschnittlich 8200 bis 8500 Schiffe mit einer Gesamttonnage von 1 800 000 bis 1 900 000 Tonnen im Hafen. Ausgeführt wurden Kaufmannsgüter und Industrieerzeugnisse der verschiedensten Art. Zur Einfuhr gelangten vor allem Kohlen, Eisenerze, Bauholz, dann Getreide, Phosphate, Dünger, Zucker, Kaffee und andere Kolonialprodukte. Eisen- und andere Erze, sowie Kohlen stehen an der Spitze der Einfuhr, und St. Nazaire war vor dem Krieg einer der lebhaftesten Kohlenhäfen. Kohlendampfer bis zur Größe von 8000 bis 10 000 Tonnen brachten hauptsächlich englische Kohlen nach dem kohlenarmen Frankreich.

Mußte schon die zunehmende Tonnage der Handelsflotte dazu treiben, den Hafen von St. Nazaire auszubauen und zu vertiefen, so waren doch für diese Arbeiten in erster Linie großzügigere Gedanken maßgebend. Man wollte über St. Nazaire einen Teil des ganzen mitteleuropäischen Handels leiten. St. Nazaire sollte der best ausgebaute Hafen Frankreichs an seiner Westküste werden. Die größten Ozeandampfer sollten einlaufen und laden und löschen können. Die Loire bis Nantes sollte für Schiffe mittlerer Tonnage befahrbar gemacht werden. Weiter stromaufwärts sollte die Loire ebenfalls für die Schiffahrt wesentlich verbessert und ausgebaut werden. Die Loire steht nun durch Kanäle in Verbindung mit der Seine und der Rhone, die wieder durch Nebenflüsse und Kanäle mit dem oberen Rhein, also mit dem südlichen Deutschland und weiterhin auch mit der Schweiz und schließlich sogar mit Oberitalien verbunden sind. Man glaubte, daß St. Nazaire einen wesentlichen Teil des Handelsverkehrs aus Süddeutschland und besonders der Schweiz, teilweise sogar aus Oberitalien an sich ziehen könnte, da die Hafenanlagen den Seeweg für Handelsgüter dieser Länder und Gebiete abkürzen und diese Güter direkt auf den atlantischen Ozean bringen. Auch den Reiseverkehr hoffte man besonders für die Länder Süd- und Mittelamerikas über St. Nazaire leiten zu können. Kurz, die neuen Hafenanlagen sollten es ermöglichen, daß St. Nazaire mit Hamburg und Antwerpen in Wettbewerb treten könnte.

Der Hafen von St. Nazaire ist weit und geschützt. Der Seehafen steht in direkter Verbindung mit den alten Hafenanlagen an der Mündung der Loire. Er ist tief genug, um die größten Personen- und Handelsdampfer, die mächtigsten Kriegsschiffe aufnehmen zu können. Die Bassins und Kais sind zweckmäßig und gut ausgebaut. Es sind Trockendocks vorhanden, und Schiffswerften für den Bau von Handels- und Kriegsschiffen entfalten einen lebhaften Betrieb. St. Nazaire ist auf dem Wege zu einem Mittelpunkte der Industrie, wie es auf dem Wege zu einem bedeutungsvollen Welthandelshafen ist.

Die Frage wird sein: wird der Krieg diese Entwickelung hemmen, vielleicht im Keime ersticken? Durch die Hafenanlagen sollte St. Nazaire eine bedeutende Station des friedlichen Wettbewerbes, des industriellen und kommerziellen Aufschwungs für Frankreich werden. Das Werk war noch nicht vollendet, als der Krieg kam, der es zu zerstören droht oder wenigstens aufhalten kann auf lange Zeit. Aus diesem Grunde mahnte wohl auch Genosse Sembat bei der Besichtigung der neuen Hafenanlagen von Saint Nazaire zur Ausdauer und zur Beständigkeit. So.

Die Unruhe wurde auf einmal sehr groß in ihr. Sie tat die Bluse nicht an. Sie eilte so hinaus. Um das Kochhaus lagen die Hunde. Auf dem Troge daneben hockte der Hottentott wie ein Affe. Vor der Kochhaustür stand Isak. Auf der Schwelle des Kochhauses und an dem Türbalken saß und lehnte der weiße Mann, ganz in sich zusammengesunken. Die Hunde und der Hottentott und Isak glotzten sich an.

Ihr wurden die Füße schwer. „Er ist doch betrunken," sagte sie. Aber da kam Dina schnell aus dem Junggesellenquartiere mit einem Glase, und führte dem weißen Manne das Glas an den Mund, und es schien, als versuche der zu sprechen.

Sie überwand die Schwere und lief zu den andern. Sie fragte: „Was ist es?" Und merkte: „Der Arm da, die Hand." Isak deutete auf den rechten Arm. Ueber der Hand hing ein weißer Fetzen. Sie schrie: „Ich will wissen, was es ist." Da straffte sich der Holsteiner und rückte mit dem Oberkörper ab vom Türbalken und öffnete die Augen und starrte auf den Fetzen und sah jeden einzelnen an: die Frau, Dina, Isak und den Hottentotten. Sie wagten alle nicht zu atmen. Die Frau überfuhr es: „Herrgott, das ertrag' ich nicht. Wenn er noch ein zweites Mal so herfieht, das ertrag' ich nicht." Aber der Holsteiner starrte schon wieder auf seinen Arm. Und dann nahm er den Fetzen weg. Die Frau wollte rufen: „Ach, ach, ach, was ist aus Deiner Hand geworden?" Sie konnte nicht rufen und konnte sich nicht bewegen. Der Holsteiner sagte: „Das Messer, Dina. Los! Schneide den Aermel ganz auf. Los, los! Reiß kaputt!" Der Arm über dem zerschlagenen Gliede, das eine Menschenhand gewesen war, war wie eine dicke Wurst, schwarzrote giftige Streifen rannen unter der Haut. Isak und der Hottentott fuhren jeder mit dem Zeigefinger am eigenen rechten Unterarm her, als müßten sie die dunklen Bänder nachzeichnen. Der Wachtmeister stöhnte und sagte: „Hol das Beil, Dina. Hole es jetzt gleich, sonst ist es zu spät." Da konnte die Frau sprechen: „Was soll ich tun? Sage doch, was ich tun soll." „Nichts," sagte der Wachtmeister, „nichts. Die Kerls sollen fort. Geh jetzt auch Du fort."

„Wenn Isak nach Angras Juntas reitet, oder in das Märchental, oder auf das Schwedenfeld, oder, oder . . ."

Der Wachtmeister stützte sich wieder an den Türbalken und sagte kaum hörbar: „Da kann niemand was ändern, und wenn Isak hineinritte bis nach Lüderitzbucht . . . und der Doktor käme gleich mit . . . bis dann wär ich tot." Er nippte wieder an dem hingehaltenen Glase und straffte sich wieder und befahl lauter und ungeduldig: „Fort, fort jetzt . . . Das Beil, Dina . . ."

(Schluß folgt.)

Theater.

Deutsches Theater. „Maria Magdalene". Bürgerliches Trauerspiel von Hebbel.

Von allen Dramen Hebbels wirkt dieses bürgerliche Trauerspiel, das die „schroffe Abgeschlossenheit", die „schreckliche Gebundenheit im engsten Kreise", das Eingesponnensein in überkommene Denkart nach des Dichters Intentionen als einen Grundzug „bürgerlichen" (kleinbürgerlichen) Geistes herausarbeiten, in den Formen eines individuellen Einzelschicksals widerspiegeln soll, von der Bühne herab noch immer am stärksten. So wenig Meister Anton uns heut in irgendeinem Sinne als der Repräsentant des Geistes einer Klasse gelten kann, der Eindruck dieser mit grandioser Kraft der Einfühlung nachgezeichneten, in jedem Zuge einheitlich geprägten Gestalt, die ihren Willen der Umgebung aufzwingt, hat darum nichts verloren. Obschon auch in „Maria Magdalene" die Charaktere Hebbels, nach Otto Ludwigs treffenden Worten, Tag und Nacht in ihrer Waffenzier auftreten, gleichsam beständig auf der Jagd nach charakteristischen Wendungen sind, ihre Anlagen und Tendenzen zur Monomanie forttreiben, empfindet man das hier nicht so sehr als Konstruktion, wie als in den Gestalten selbst begründete Notwendigkeit. Die Wahnideen, zu denen Antons knorriges Rechtschaffenheitsbewußtsein sich steigert, liegen dem psychologischen Verständnis unvergleichlich näher, als der Wahn, den Hebbel in seiner „Judith", „Rhodope", „Mariamne" suggeriert. Und die Sprache trägt hier eine Bildlichkeit, wie sie der Dichter gleich anschaulich und einfach in keinem seiner späteren Werke, nur noch in seinen Tagebuchnotizen erreicht. Es ist erstaunlich, wie sich der strömende Reichtum allgemeiner in Gleichnisform gekleideten Reflexionen hier zugleich der Alltagsatmosphäre der Personen anpaßt. In den Bemerkungen, mit denen der Dichter in seinem Tagebuch Dezember 1842 den Abschluß des Dramas verzeichnet, erzählt er von der Mühe, die es ihm, bei seinem eingeborenen Hang zum Grenzenlosen, kostete, seine Beziehung zur bürgerlichen Bodenständigkeit und dem engen Rahmen des Gemäldes festzuhalten, rühmt er mit gutem Recht die Kunst, die sich in solcher Beschränkung offenbart. Meisterhaft in vieler Hinsicht ist auch die dramatische Oekonomie des Ganzen. So wird im letzten Akte, wo Claras Entschluß, zu sterben, endgültig gefaßt ist und die Spannung auf den Ausgang nachzulassen droht, mit dem aus dem Gefängnis heimkehrenden Bruder ein neues und dabei in den Gedankenorganismus des Werkes tief verankertes Moment herangezogen, das das lebendige Interesse unvermindert bis zum Schlusse festhält. Die Einsamkeit, in welcher selbst die Nächsten einander gegenüberstehen, kommt in der Art, wie der Bruder, von seinen eigenen Plänen ganz erfüllt, die Angst der Schwester überhört, zu seltsam ergreifendem Ausdruck; und die ungestümen Freiheitsträume, in denen der vom Vater unterdrückte Jüngling seine Sehnsucht ausströmt, ergänzen das Familiendrama, das wir bisher nur zwischen Vater und Tochter spielen sahen, in wirkungsvollster Weise.

Lucie Höflich, die früher schon als Clara auftrat, ist seither noch gewachsen. Sie verschmolz weit inniger, schien mir, wie damals, mit der Gestalt. Der rührend glockenreine Klang der Stimme verlieh dem Ausdruck banger Seelenqualen stimmungsvollste Resonanz. Decarlis Meister Anton war eine tief und gründlich angelegte, in vielen Zügen überzeugend wahre Studie, deren Bühnenwirkung nur unter allzu gedehnter Langsamkeit des Tempos und einer anscheinend als Charakteristikum beabsichtigten, doch auf die Dauer ermüdenden Brüchigkeit des Organs litt. Der schuftige Verführer Leonhard, der schwärmerische Sekretär, die sanfte, leidende Mutter waren durch die Herren Biensfeldt, Hartmann und Frau Pagay gut vertreten. Ueberraschend natürlich kam der brüderliche Wildfang im Spiel des Herrn Werner Krauß heraus. dt.

Kleines Feuilleton.

Jos. und Joseph.

Im „Sturm" stellt Herwarth Walden an zwei Aeußerungen die typische Wandlung eines deutschen Journalisten in dieser Zeit dar. Dieser, mit Namen Lux, gab innerhalb von fünfviertel Jahren die folgenden beiden Urteile über den „Expressionismus" ab. Waldens Bemerkungen zu dem Falle wiederzugeben, geht über unsere Kraft.

Von Jos. Aug. Lux (München)
„Frankfurter Zeitung"
1. Februar 1914.

Was ist Expressionismus?

Zu welchen Zielen treibt nun die neue Kunst, die sich Expressionismus nennt? Einer fragt den andern, und keiner weiß es zu sagen, obzwar die Wahrheit wie immer ganz einfach ist. In allen Ekstasen und Fiebern hat die Sehnsucht dieser neuen Kunst doch nur das eine Ziel, jene letzten Höhen der Vollendung zu erklimmen, wo der mystische Duft aus den feinsten Blüten entströmt. Es ist die Höhe der altmeisterlichen Kunst, die wir u. a. auch von Holbein verkörpert sehen. Aber sie ist nicht zu erreichen, indem man die heutige Entwicklung umgeht und sich einfach bei den Meistern der vorimpressionistischen Zeit ansiedelt. Das ist ein billiger Triumph, der geradenwegs zu Kitsch und Nachahmung führt. Es hilft nichts, nur durch den Impressionismus und seine neue Phase hindurch kann das Heil kommen. Es gibt kein Umkehren, es gibt nur ein Vorwärts! . . . Allerdings muß man es auch verstehen, die Qualität in den heutigen und vielfach noch ungewohnten Erscheinungsformen zu kennen.

Von Joseph Aug. Lux.
„B. Z. am Mittag"
18. März 1915.

Brief an einen jungen Maler ins Feld.

Sie sind kein singulärer Fall, sondern eine Zeiterscheinung. Wie es Ihnen erging, so steht es fast um alle Begabungen, die in den letzten Jahren als Kubisten, Futuristen, Expressionisten oder Sezessionisten auszogen, die neue Kunst zu entdecken. Sie taten kraftgenialisch, aber es war nicht die Gebärde der Kraft, sondern der Schwäche, die beim Bluff eine Zuflucht sucht. An Stelle des positiven Könnens mußte die individuelle Note herhalten . . . . . und schließlich mußte sich herausstellen, daß auch ihre Individualität ein Trug war. Ein Haschen nach Effekt, nach Sensation, ein technischer Kniff, nichts weiter. Daran muß das stärkste Talent zugrunde gehen . . . . denn Sie fühlten, daß Sie selbst am Ende waren, wie fast alle Modernen, die sich gestern blähten, und sich größer als Buonarotti, Holbein und Leonardo dünkten, und heute so wesenlos und nichtig aussehen, als wären sie nie gewesen.

Gegen die Auswanderung der Kunstwerke aus England.

Die englische Regierung hatte eine Kommission ernannt, die sich aus Mitgliedern der Leitung der Londoner National Gallery zusammensetzt, um die Mittel zu prüfen, durch die die Auswanderung der Meisterwerke der Kunst, die sich im Besitze von Bürgern des Vereinigten Königreichs befinden, verhindert werden kann. Diese Kommission hat soeben ihren Bericht erstattet, in dem zunächst festgestellt wird, daß im Laufe der letzten Jahre nahezu 400 berühmte Gemälde an das Ausland verkauft worden sind. Die Liste umfaßt 52 Werke von Rembrandt, 21 von Rubens, 27 von van Dyck, 10 von Holbein, 21 von Gainsborough und 13 von Turner. Die meisten der Werke, die von britischen Sammlern forigegeben worden sind, haben ihren Weg in das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum, das Metropolitan-Kunstmuseum in New York und in Privatgalerien der Vereinigten Staaten gefunden. Die Kommission regt verschiedene Maßregeln an, die diese Auswanderung der Kunstwerke aus England zu beschränken geeignet wären, aber sie erklärt sich gegen eine Kunstgesetzgebung, die die Ausfuhr wie in Italien völlig verbietet, und auch gegen die Auferlegung eines Ausfuhrzolles.

Ameisen als Pilzzüchter.

Es gibt Ameisen, die planmäßig Pilze züchten und die allein von den Erzeugnissen dieser Zucht ihre Nahrungsbedürfnisse bestreiten. Die merkwürdige Tatsache ist von Alfred Möller erforscht und veröffentlicht worden. Die Blattschneiderameisen Südamerikas sind es, die sich derart „ackerbauend" betätigen. Sie plündern das Laubwerk aller ihnen erreichbaren Bäume, aus deren Blättern sie große runde Stücke herausschneiden, die sie mit sich in den Bau schleppen, um eilends wiederzukommen und neues Laub zu holen. Aber nicht etwa, daß sie die Blattstückchen selbst fressen. Aus ihnen formen sie nur das „Kompostbeet", auf dem sie ihre Kulturen betreiben. Das Blattwerk zusammenknetend, formen sie es zu einer Art kleiner Kugel, die sie auf den großen Stapel der anderen legen. Das ganze Innere des Baues wird von einer schwammartigen Masse ausgefüllt, die aus den Blattkügelchen entstanden ist, durch die Zersetzung, die das darauf wuchernde Gewebe einer bestimmten Pilzart hervorruft. Dieses Pilzfädengewebe stellt nun die Nutzpflanze dar und wird von den fleißigen Arbeitern sorgfältig überwacht. Alles fremde „Unkraut", das sich etwa zeigt, wird sorgfältig ausgerottet. Die Richtigkeit dieser Annahme zeigt sich, wenn durch Zufall oder Menschenhand ein Ameisenbau seines eifrigen Völkchens beraubt wird. Sofort wird der Ackerboden von fremden Pilzwucherungen überfät. Aber ebenso wissen die Ameisen als tüchtige Gärtner auch, daß es nötig ist, die Nutzpflanzen zu beschneiden, um gute Erträgnisse zu erzielen. Alle Bildungen eines Pilzfadengewebes außerhalb des Nährbodens werden von ihnen sorgfältig „beschnitten"; das Heranwachsen solcher Gewebe beeinträchtigt die Bildung der kleinen weißen Knöllchen in den Verzweigungen und Verästelungen der Pilzfäden, die die geschätzten „Kohlrabi" darstellen, die ausschließliche Nahrung, die diese gewissermaßen Gartenkultur treibenden Ameisen genießen.

Wie die Null entstand.

Ueber Geburt und Lebensgeschichte der Null hat der französische Gelehrte Jules Michel interessante Mitteilungen gemacht, aus denen sich ergibt, daß die Null durchaus nicht das hohe Alter hat, das man ihr allgemein zuerkennen will. An der verhältnismäßigen Jugend der Null liegt es auch, daß die Gelehrten der Welt des Altertums, obwohl sie mit Abschnitten von zehn Jahren ebenso wie wir rechnen konnten, die Dezimalrechnung nicht verstanden und nicht verwendet haben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihnen eben die Null noch nicht bekannt war. Denn so seltsam das uns, die wir die Null als einen wesentlichen Teil unseres Zahlensystems zu betrachten gewöhnt sind, auch erscheint, so beweist doch die Geschichte, daß die Null eine neuere Erfindung ist. Und diese Erfindung verdanken wir dem philosophischen Geist der Hindus, die vielleicht infolge der Anregung des chinesischen Handelsgeistes auf den Gedanken kamen, ein Zeichen zu finden, welches das Nichts, das Ding, das nicht existiert, ausdrückt. Bei Hindus und Chinesen findet man daher auch bald nach dem 6. Jahrhundert n. Chr. die erste Erwähnung eines runden Schriftzeichens, das dazu bestimmt war, als Ziffer in der Dezimalordnung zu dienen. Von hier aus ist dann die Null durch die Vermittlung der Araber erst im 11. oder 12. Jahrhundert zu uns gekommen. Daraus erhellt, daß vor dieser Zeit die Unmöglichkeit bestand, ein Dezimalsystem zu erfinden, und es ist deshalb gar nicht verwunderlich, daß trotz der Vorteile, die sich für jeden aus der Dezimaleinteilung der Maße ergaben, mehrere Jahrhunderte vergehen mußten, ehe dieses Dezimalsystem wirklich eingeführt wurde. Es war im Jahre 1670, als der bekannte Astronom Mouton in Lyon den Vorteil dieser Rechnungsweise hervorhob, der auch bald allen Gelehrten einleuchtete.

Notizen.

— Kunstausstellung. Die Mai-Ausstellung wird Unter den Linden 12/13 am Sonnabend, den 8. Mai 1915, mittags 12 Uhr, eröffnet.

— Das Institut für Krebsforschung war in seiner Existenz durch den kurz vor der Mobilmachung erfolgten Rücktritt seines Leiters Prof. Klemperer bedroht. In dem Etat 1915/16 wurde zudem der ordentliche Zuschuß von 42 000 M. des Krieges wegen gestrichen. In dem Etat des Vorjahres ist aber infolge der sparsamen Verwaltung eine erhebliche Summe als Ueberschuß zu verzeichnen, so daß kürzlich 16 000 M. dem Institut überwiesen werden konnten. Als provisorischer Leiter ist Professor Blumenthal ernannt worden.

— Ueberstanden. . . . Die „Holzarbeiter-Zeitung" bringt folgenden Auszug aus einem Feldpostbriefe: „Ich habe gestern hier im Walde Gelegenheit gehabt, eine Begräbnisstätte der Gefallenen zu sehen. Schlicht und einfach war die Einfassung dieser Stätte, an deren Eingang diese Widmung angebracht ist:

Ueberstanden ist die Hölle
Der Granaten und Schrapnelle,
Nun schützt Mutter Erde Euch.
Durst und Hunger, Frost und Fieber,
Sturm und Regen ist vorüber,
Mutterschoß ist warm und weich.

Zahlreiche deutsche Kameraden, vereint mit Franzosen und Zuaven, ruhen auf diesem Waldfriedhof. Und die Verse besagen alles, wie es hier draußen zugeht."

— Der Amtsschimmel. Der „Bohemia" wird geschrieben: Die Bezirkshauptmannschaft E . . . versandte in den letzten Tagen an sämtliche Gemeinden ihres politischen Bezirkes einen hektographierten Erlaß, betreffend die Stellung von Militärarbeitern. In einem solchen heißt es: „Von der dortigen Gemeinde sind zwei der genannten Personen stellig zu machen. Darunter müssen sein: 20 Proz. Zimmerleute, Tischler, 15 Proz. Schlosser, Schneider, Eisenarbeiter, Oberbauarbeiter, 15 Proz. Maurer, Steinmetze, Straßenmeister, 50 Proz. Handlanger, Fabriksarbeiter usw. . . . ." Es scheint, daß die Sache leichter niedergeschrieben als ausgeführt ist.

— Acetylenbeleuchtung für Eisenbahnsignale. Infolge der Petroleumnot befassen sich zurzeit, wie „Licht und Lampe" berichtet, die schweizerischen Eisenbahnverwaltungen mit der Einführung von Karbidbeleuchtung für die Signale. Die Versuche mit Acetylenbeleuchtung haben zu günstigen Ergebnissen geführt. Die Materialkosten stellen sich bei den heutigen Petroleumpreisen billiger, bei normalen Petroleumpreisen etwa 10—15 Proz. teurer als bei Petroleumbeleuchtung.

— Eine eigenartige Verwendung von Sprengstoffen bezweckt ein Patent, nämlich die zur Vernichtung von Pflanzenschädlingen unter ihrer Mitwirkung. Es werden Mittel, die die Pflanzenschädlinge töten, in einer Patrone getrennt vom Sprengstoff untergebracht, um durch die Explosion des Sprengstoffes verstäubt zu werden. Durch kreuz- und kranzweise Anordnung der Röhren um eine Zündpatrone können mehrere Giftladungen zugleich durch eine Sprengstoffladung zerstäubt werden. Durch die Sprengpatrone wird der Boden auch zugleich gelockert und geackert und so die wirksame Verteilung des Desinfektionsmittels und eine Unterstützung des Wachstums der Pflanzenwurzel bewirkt. Wenn das Verfahren für die Wurzeln von Weinstöcken benutzt werden soll, so legt man die Sprengpatrone so in den Boden, daß die Giftpatrone nach dem Wurzelstock gerichtet ist.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.